



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Kaiserwahl vom Jahre 1519 und Karls V. Anfänge : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

heit und die Unwahrheit der neuen Beleidigung Eide und Meineide nach Verlangem schwören, und so breitet sich das Gift, welches den Keim zu zahllosen Meineiden enthält, immer weiter aus.

Wenn eine Epidemie verheerend ein Land durchzieht, können Wissenschaft und Polizei vielfach nachweisen, wie der Krankheitsstoff von einem Orte zum andern getragen worden ist, oft aber gelingt auch der Nachweis nicht, und doch muß eine solche Übertragung stattgefunden haben. Bei der Meineidpest ist ein solcher Nachweis noch schwerer zu führen, denn die Fälle, wo sich das Gift entwickelt, und die Wege, auf denen es sich ausbreitet, sind nicht immer so kraß und so in die Augen fallend wie in dem angeführten Beispiele; darum aber, weil in vielen Fällen über das Wie? der Ansteckung keine Gewißheit beschafft werden kann, darf die Thatsache der Ansteckung nicht einfach geleugnet werden.

(Schluß folgt.)



Die Kaiserwahl vom Jahre 1519 und Karls V. Anfänge.

(Fortsetzung.)



iese Rüstungen veranlaßten natürlich in den Niederlanden Gegenmaßregeln; in der Grafschaft Namur wurden rasch 2000 Fußgänger ausgehoben; die Grenzplätze gegen Frankreich wurden mit Geschützen und Lebensmitteln versehen und besonders Lugemburg stark besetzt; Margarethe bot alles auf, um den Franzosen nötigenfalls energisch zu begegnen. Vor allem aber wurde es von Bedeutung, daß der Herzog von Württemberg durch seinen Handstreich gegen Reutlingen den schwäbischen Bund herausgefordert hatte. Wenn die Truppen, welche er sammelte und zu denen vom 8. bis zum 10. März 10 000, nach andern sogar 14 000 schweizerische Söldner stießen, als eine französische Streitmacht im Herzen Deutschlands angesehen werden mußten, so war damit von selbst gegeben, daß das Heer, das nun der Bund aufstellte, für Karl I. in die Waagschale fiel; wer wider Ulrich war, der war wider Franz und für Karl. Vor allem betrieben die Herzöge von Baiern, Wilhelm und Ludwig, um die Mißhandlung ihrer Schwester Sabine zu rächen, die Aufstellung eines großen Heeres; Ende März waren in Ulm 25 000 Mann beisammen, über welche Herzog Wilhelm den Oberbefehl übernahm. Ehe der Ausmarsch erfolgte, war der Feldzug schon entschieden;

denn die Tagfagung der Eidgenossen, welche trotz ihres Bundes mit Franz I. doch diesen, so lange er Herr von Mailand war, unmöglich als Kaiser wünschen konnte — wie wäre dadurch die Schweiz eingezwängt worden! — hatte den österreichischen Sendboten soweit nachgegeben, daß sie den Reisläufern befahl, sofort heimzukehren, und als dies nicht alsbald geschah, hatte sie den Befehl unter Androhung des Verlustes der Güter und der Strafe an Leib und Leben erneuert. So forderten die Söldner ihre Löhnung und zogen am 17. März aus dem Lager bei Blaubeuren nach Hause. Mit Thränen, so heißt es, ließ Ulrich sie ziehen; dann versammelte er sein württembergisches Aufgebot um sich und sagte, ohne die Schweizer könne er dem Bunde keine Schlacht liefern, zumal da es ihm an Kriegserfahrung gebreche; er beurlaube sie also, nach Hause zu gehen, in der Hoffnung, daß sie nach der ihnen angeborenen Tapferkeit ihr Vaterland so viel als nur immer möglich beschützen würden; er selbst müsse sein Land verlassen und in dem bitteren Elend sein, jedoch in der getrostesten Zuversicht, daß er durch Gottes Hilfe solches wieder erobern und alsdann nicht ermangeln werde, jeden nach seinem Verdienst zu belohnen. Diese Rede machte auf die treuen Männer solchen Eindruck, daß sie mit den Zähnen knirschten und bedauerten, den Feinden keine Schlacht liefern zu dürfen. Alsbald wurde Württemberg vom Bunde überzogen und Stadt um Stadt genommen. Zuerst fiel Heidenheim, dann Göppingen und am 5. April die Hauptstadt Stuttgart. Vergeblich suchte die Landschaft sich ins Mittel zu legen; ihre Abgesandten stellten dem Herzoge von Baiern vor, daß er nicht bloß Ulrich bekriege, sondern auch dessen unmündigen Sohn Christoph, seinen eignen Neffen; mithin hoffe sie, daß das weitere Eindringen verhütet werde. Ihre Bitten waren vergeblich; die Bundesgenossen erklärten der Landschaft, daß das Land Württemberg dem Herzoge bei seinem Friedensbruch behilflich gewesen sei; es hätte denselben davon abhalten sollen; jetzt sei ein Heer von fast 30 000 Mann mit großen Unkosten aufgebracht worden, welche durch die Eroberung des Herzogtums ersetzt werden müßten. Die herzogliche Dienerschaft wurde in Gelübde genommen, daß sie nichts gegen den Bund unternehmen werde, und dann entlassen; als Statthalter wurde Christoph, Freiherr von Schwarzenburg, bestellt: des Prinzen Christoph wurde garnicht geachtet. In Urach erstachen die Bürger den herzoglichen Untervogt Stephan Weyler, als er gegen ihren Willen mit 400 Knechten in die Stadt eindrang, um sie und das Schloß zu halten; ähnlich verhielt sich die Einwohnerenschaft von Schorndorf, als Georg von Frundsberg das grobe Geschütz spielen ließ. Noch hielten sich Stadt und Schloß Tübingen, und die Besatzung hatte dem Herzoge gelobt, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen; ihn selbst hatte sie gebeten, er möge sich „außer Gefahr setzen,“ und so war er nach Mömpelgard entwichen. Vom 9. April an wurde Tübingen berannt; damals trafen beim Bundesheer auch noch „Kriegsvölker aus Epiro ein, eine Art der leichtesten Reiterei, welche nur mit Anprallen das ihrige verrichteten und Stratioten

genannt wurden“*); mancher dieser Kriegersleute wurde von der Besatzung bei Ausfällen erlegt, einer, Georgios Samar, ein Capitaneo, auch verwundet und gefangen und in der St. Georgenkirche beigelegt, wo man seinen Leichenstein zeigt. Da alle benachbarten Flecken schwer durch den Krieg litten, namentlich weil von den Bündischen alle fruchtbaren Bäume umgehauen wurden, so lagen die Umwohner der Stadt Tübingen an, sie möge sich ergeben und so die „jämmerliche Verwüstung des Landes“ beendigen. So öffnete die Stadt am 21. April ihre Thore, und am 25. schloß auch Ludwig von Stadion für Schloß Hohentübingen die Kapitulation ab, unter der Bedingung, daß Schloß, Stadt und Amt Tübingen den Kindern Ulrichs, Christoph und Anna, so lange verbleibe, „bis ihnen das mit anderm Gute genugsamlich erstattet und verglichen würde.“ Die beiden Kinder kamen dadurch in die Gewalt des Bundes, da Ulrich sie „zur Aufmunterung der Treue der Besatzung“ in Hohentübingen zurückgelassen hatte. Ludwig von Stadion hatte sein dem scheidenden Fürsten verpfändetes Wort schnöde gebrochen, und ihm und seinen Genossen ist dies Benehmen im Lande des Wahlspruchs: „Furchtlos und treu“ nicht vergessen worden; aber rühmend gedenken unsre Jahrbücher des Freiherrn Georg von Heven, welcher sich der Übergabe bis zuletzt widersetzt hatte. Von allen festen Plätzen des Herzogtums war nur noch Asperg übrig, wo Leonhard von Reyschach den Befehl führte; er hielt eine zehntägige Belagerung aus und ergab sich erst am 24. Mai, nachdem von den Scharen Georgs von Frundsberg mit Herzog Ulrichs eignem großen Geschütz, das von Stuttgart herbeigeschafft wurde, eine solche Bresche geschossen war, daß 25 Mann nebeneinander hätten eindringen können; hinter der Bresche sah man die Doppelhaken aufgepflanzt, mit welchen die Belagerten den Feind vorläufig noch vom Eindringen abhielten; die Sieger selbst gaben dem harten, aber pflichttreuen Befehlshaber das Zeugnis eines „rechtschaffenen Mannes,“ der sich vom „Geheul der Weiber“ nicht habe sofort erweichen lassen.

So hatte Herzog Ulrich zwei Monate nach Eröffnung der Feindseligkeiten nichts mehr als Mömpelgard und den hohen Tüwel. Ihm, und damit auch dem König Franz, war der Degen aus der Hand geschlagen; es war wahr geworden, was Österreichs Parteigänger unter den Eidgenossen, der Cardinal Matthäus Schiner, Bischof von Sitten, gleich zu Anfang vorhergesagt hatte: Ulrich habe mit seiner Schilderhebung dem Hause Österreich einen großen Dienst erwiesen; es war jetzt des ganzen Süddeutschlands sicher. So bedeutsam erschien der Sieg über Württemberg, daß Kurfürst Joachim von Brandenburg, welcher noch an der Kandidatur Franz' I. festhielt, sich alle Mühe gab, daß die Kaiserwahl in Köln und nicht in Frankfurt am Main vollzogen werde; das Heer des schwäbischen Bundes stand ihm zu nahe bei Frankfurt; er fürchtete, daß es die Freiheit der Wahl beeinträchtigen möchte.

*) Sattler, II. S. 16.
Grenzboten III. 1886.

Der ersten Niederlage in Württemberg folgten bald andre nach. Gerade der Umstand, daß der Papst sich für den Franzosen aussprach, machte dessen Sache nun erst recht populär; als die vier rheinischen Kurfürsten sich um die Zeit, da Württemberg überzogen ward, Ende März, in Oberwesel versammelten und sich gegenseitig Schutz für Land und Leute solange zusicherten, bis ein neuer Kaiser gewählt sei, da befahl Leo X. ihnen in seinem Namen anzukündigen, daß sie sich der Wahl des Königs von Neapel enthalten sollten, weil dies gegen eine Verfügung Clemens' IV. verstoßen würde. Die Kurfürsten, welche sich durch diesen anmaßenden Schritt in der Ausübung ihres Wahlrechts behindert sahen, gaben eine gereizte Antwort, worin sie es ausdrücklich ablehnten, daß sie durch ein päpstliches Dekret, von dessen Existenz ihnen nichts bekannt sei, von der Wahl des Königs von Neapel abzuhalten sein könnten. Aber auch ohne die ungeschickte Einmischung der Kurie, deren Empfehlung in dieser Zeit mehr schadete als nützte, stand es mit den Sympathien der deutschen Nation für Franz I. sehr schlecht. Der englische Gesandte Pace, welcher Ende Mai an den Rhein kam, um zu sehen, ob nicht doch für seinen Herrn etwas zu machen sei, schrieb nach London: „Die Franzosen haben einen solchen Unwillen gegen sich geweckt, daß es hier sehr bedenklich ist, ein gutes Wort von einem Franzosen zu reden.“ Die päpstlichen Gesandten, welche man gekommen wußte, damit sie gegen Karl arbeiten sollten, waren ihres Lebens nicht sicher; nur unter dem Schutze Albrechts von Mainz konnten sie nach Oberwesel gelangen. Die Grafen und Herren am Rhein ließen den in Oberwesel versammelten Kurfürsten sagen, sie wollten keine Franzosen werden; ihren letzten Blutstropfen würden sie daran setzen, dies zu verhindern. Wie sie, so dachten alle; am 10. Juni schrieb Pace: „Ein Ding hilft dem Könige von Kastilien gewaltig, der einmütige Entschluß dieses ganzen Volkes, das bereit ist, all sein Gut und Blut gegen den Franzosen aufzuwenden, wenn er gewählt wird. . . Der französische Gesandte liegt in Koblenz und wagt aus Furcht nicht näher zu kommen.“*) „Allenthalben sang man Spottlieder auf die Franzosen. In Schwaben hatte bereits im Februar der Haß gegen die Franzosen sich mächtig kund gegeben; Augsburg und Ulm verboten ihren Kaufleuten, französische Wechsel anzunehmen. Der reiche Fugger in Augsburg wies es von der Hand, der Bankier Franz' I. zu sein, obgleich ihm ein ansehnlicher Gewinn dabei sicher war. Der große Kredit, den dieses angesehenste aller Bankhäuser dem geldarmen Karl gewährte, ist für Österreichs Sache kein geringes Glück gewesen. Das Baargeld, dessen sich die Franzosen überall bedienen mußten, machte diesen viel Unruhe und Sorge, besonders seitdem die Leidenschaft in Deutschland immer höher wallte.“**)

*) Baumgarten, Geschichte Karls V. (Stuttgart 1885) I. S. 153.

***) Kössler, S. 123. Im Einklang mit alledem sagt der gute Bericht über die Kaiserwahl bei Scharidius (*Germanicarum rerum tomi quattuor*, Gießen 1673) II. S. 14: nihil omnibus ordinibus erat optatius quam eludi expectationem Gallorum.

Abneigung größer als in den Reichsstädten; seit man so gut wie sicher wußte, daß der Bergewaltiger Reutlingens von Frankreich unterstützt worden war, sah man in Franz I. den schlimmsten Feind des reichsstädtischen Wesens; es half dem König nichts, daß er ausdrücklich in Abrede stellen ließ, daß er die mit Geld und Waffen unterstützte, welche in erklärter Feindschaft die Reichsstädte angreifen: niemand glaubte seinen Worten.

Diese gewaltige nationale Strömung hat im letzten Grunde doch die Kaiserwahl entschieden. So unbeschränkt in der Theorie das Wahlrecht der Kurfürsten war, so mußten sie sich in der Praxis doch nach der in der Nation vorwaltenden Gesinnung richten; man hätte sie in Stücke gehauen, sagt Pace, wenn sie Franz gewählt hätten; „wenn wir ihn auch wollten, sollen sie selbst sich geäußert haben, wir dürften ihn nicht wählen.“ Der Friede Deutschlands hing an einem Haar; kein Zweifel, daß auf die Wahl Franz' I. die Mehrheit der Nation mit einer Schilderhebung antwortete, und dann war der Bürgerkrieg da. Aber auch dann war er nicht zu vermeiden, wenn das Volk die Wahl doch ruhig hinnahm; denn ein großer Kampf zwischen Karl und Franz war mit aller Sicherheit früher oder später zu erwarten, und dieser Krieg mußte sich deshalb alsbald in einen deutschen Bürgerkrieg verwandeln, weil Karl dann die deutschen Besitzungen seines Hauses gegen Franz und dessen deutschen Anhang zu verteidigen hatte. Nur dann zerriß der bevorstehende europäische Krieg Deutschland nicht in zwei Lager, wenn ihn der König von Kastilien als Kaiser führte. Unterlag er bei der Wahl, so wurde der ienurdeutsche Gegensatz zwischen französischer und österreichischer Partei nicht beseitigt, da Karl nun einmal einer der größten Reichsfürsten war und blieb; unterlag aber Franz, so war die Sache abgethan, und auch seinen Parteigängern blieb, wenn sie nicht um ihre Existenz spielen wollten, nichts übrig, als sich in die Umstände zu schicken.*) Man sieht aus allem: einerseits die nationale Abneigung gegen einen Wälschen, von dem man überdies ein strammes monarchisches Auftreten und wenig Schonung der deutschen „Libertät“ erwarten durfte, und anderseits die gewaltige, historisch allmählich gewordene und gefestigte Stellung des Hauses Habsburg in Deutschland drängten mit Notwendigkeit zur Abweisung Franz' I. und zur Erhebung des Königs von Kastilien; was konservativ dachte im Reiche, was die schwersten Erschütterungen vermeiden sehen wollte, das mußte sich an Karl anschließen; der Instinkt des Volkes und die überlegten Erwägungen der Politiker führten auf das gleiche Ziel hinaus.

So lenkte denn einer der Kurfürsten nach dem andern ein, aber nicht, ohne

*) Diesen Gesichtspunkt läßt Sleidanus den Mainzer Erzbischof in seiner Rede hervorheben. *E republica non est (Franz zu wählen): quia fines ac dicionem suam Gallus amplificare volet et Carolo, quem odit, bellum faciet: imo, iam illud denuntiavit: itaque fiet, ut Germania maximis motibus implicetur. Nos autem providere decet, ne civile bellum excitemus.*

sich das Entgegenkommen vom „katholischen König“ so teuer als möglich bezahlen zu lassen. Der Kurfürst von der Pfalz z. B. erhielt ein Geschenk von 30 000 Gulden und eine Erhöhung seiner Jahrespension um 2000 Goldgulden zugesichert; Albrecht von Mainz wurde das Amt eines Legaten in Deutschland verheißen, dann die Erlaubnis, neben Mainz, Magdeburg und Halberstadt auch noch ein viertes Bistum anzunehmen, die volle Gewalt über die Reichskanzlei und eine neue Verschreibung über die im Jahre 1518 ihm gewährten Geschenke und Jahrgelder. Auch Franz von Sickingen, dessen militärische Bedeutung wegen der Nähe seiner Burgen bei Frankfurt für die Wahl besonders ins Gewicht fiel, wurde gewonnen; statt 2000 Gulden wurden ihm 3000 versprochen, weil er erklärt hatte: die Franzosen hätten ihm weit mehr geboten; er gelobte jetzt aber auch, den König von Spanien gegen jedermann zu verteidigen; wenn Pape seinem Herrn meldete, daß am 12. Juni zwischen Mainz und Frankfurt 46 000 Mann bereit gestanden hätten, um im Notfalle für Karl das Schwert zu ziehen, so hatte Sickingen an diesen Rüstungen, die im übrigen von dem Engländer übertrieben sein mögen, jedenfalls wesentlichen Anteil. Die Deutschen waren drauf und dran, der Sitte der späteren polnischen Reichstage zu verfallen und die Wahl nicht durch Stimmen, sondern durch die Schwerter zu entscheiden. Man hat es oft unwürdig gefunden, daß der hohe Adel Deutschlands sich nicht bedachte, „Handsalbe“ anzunehmen, und daß es bei keiner Wahl, am wenigsten bei der von 1519, ohne Bestechung abgegangen sei; aber man darf doch nicht verkennen, daß es sich dabei nicht eigentlich um „Bestechung“ handelte. Die Kurfürsten ließen sich nicht etwa durch Geld dazu bestimmen, daß sie Karl den Vorzug vor Franz gaben; dazu gelangten sie, wie wir sahen, durch sachliche Erwägungen der gewichtigsten Art; sie würden nicht anders gestimmt haben und haben stimmen können, auch wenn sie keinen Heller empfangen hätten. Wohl aber „ließen sie sich von dem, auf welchen ihre Absicht sich richtete, die Anwendung ihres Stimmrechts vergüten und honoriren, so weit nur die Kräfte des Bewerbers es erlaubten,“ und mit Recht ist gesagt worden, daß auch dieses Verhalten nichts außerordentliches ist: „Begehrlichkeit und Käuflichkeit der Wähler ist eine jedem Wahlreiche gemeinsame Erscheinung.“*)

Zu Anfang Juni war die Wahl Karls so gut wie entschieden; Albrecht von Mainz bezeichnete seinen Bruder Joachim von Brandenburg geradezu als toll, daß er sich noch so sehr für den „allerchristlichsten“ König von Frankreich ereiferte. Auch Leo X. lenkte schließlich ein, wenn auch spät genug. Am 4. Mai war sein Vetter Lorenzo von Medici, der Herzog von Urbino, gestorben, um deswillen dem Papste vor allem an der Gunst Franz' I. gelegen

*) Bergl. Kössler S. 24 bis 26. Die Gesamtausgaben Karls V. für die Wahl sind auf 852189 Gulden berechnet worden, und zwar nach zuverlässigen Anhaltspunkten.

gewesen war; die nepotistischen Antriebe, die bei Leo so stark wirkten, fielen damit hinweg. Am 23. Juni erhielten die päpstlichen Gesandten Cajetanus und Caracciolo die Weisung, nichts mehr gegen den katholischen König zu thun; am folgenden Tage richteten sie von Mainz aus an die in Frankfurt versammelten Kurfürsten die Mitteilung, daß der Papst aus Liebe zum Frieden und in der Hoffnung, daß Karl der beste Sohn und Verteidiger des apostolischen Stuhles sein werde, wegen Neapels keine Schwierigkeiten mehr erhebe.

In der zwölften Stunde, als die französischen Gesandten ihres Königs Sache verloren sahen, strengten sie sich auf Befehl von Paris her an, wenigstens Karls Wahl abzuwenden und die Mehrheit der Kurfürsten auf Joachim oder auf Friedrich den Weisen zu vereinigen. Ersterer hatte keine Aussichten; für Friedrich aber wären vier Stimmen gesichert gewesen, die eigne, die er sich dem Herkommen nach hätte geben dürfen, die von Brandenburg, Trier und der Pfalz; er hätte damit die gesetzliche Mehrheit nach den Bestimmungen der „goldnen Bulle“ gehabt, und Erich von Braunschweig schrieb damals an ihn als den „demnächstigen römischen König.“ Aber es war so, wie Friedrichs treuer Ratgeber, Graf Philipp von Solms, ihm auf Befragen sagte: zu einem Kaiser gehörten zwei Dinge, Weisheit und Kraft; die erstere besitze er, aber die zweite gehe ihm ab; bei so viel Unruhe und Uneinigkeit im Reiche sei ein Ernst und eine Konsequenz der Strafe nötig, welche der Kurfürst nicht besitze. Dieser war derselben Meinung; nachdem er, den selbst Leo X. auch jetzt noch mit Freuden als Kaiser angenommen hätte, sich versagt hatte, blieb nur Karl I. übrig; am 28. Juni 1519, früh 7 Uhr, traten die anwesenden sechs Kurfürsten und der böhmische Botschafter Vassa, Herr von Sternberg, in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt am Main zur Wahl zusammen; der Mainzer hielt die Umfrage; zuerst rief er Trier auf, und Richard von Greiffenklau antwortete: er gebe seine Stimme dem Könige Karl in Spanien, in der Hoffnung, er solle dazu nützlich und tauglich sein; diesem Beispiele folgten alle andern nach. Als bald wurde von den Notaren die Wahlurkunde aufgesetzt; die Kurfürsten und der Böhme begaben sich auf den Lettner der Kirche, und auf Befehl Albrechts von Mainz verlas dessen Domdechant die Formel der Verkündigung vor dem zahlreich versammelten Volke. Dieses wurde ermahnt, Gott für die einhellige Wahl zu danken und dem neuen Herrn, der als deutscher König nun Karl V. hieß, treu und gewärtig zu sein; zugleich wurden dessen Vorzüge ins Licht gestellt; allgemeines Beifallsrufen war die Antwort aus der Versammlung; man empfand es mit Genugthuung, daß die schwere Krisis so geendigt hatte, wie es der Stimmung der ungeheuern Mehrheit der Nation entsprach; der Wälsche war abgewehrt; man hatte einen Herrn aus deutschem Blute; das weitere würde sich jetzt alles finden.

Für Karl I. war es ein Glück, daß sich die Wahl am 28. Juni vollzogen hatte; denn durch ein Ereignis, das sich am 29. abspielte, hätten wohl sonst

noch Weiterungen hervorgerufen werden können, wenn auch am wesentlichen wohl nichts geändert worden wäre.

Zweimal hatte Kurfürst Friedrich als „Reichsvikar in den Ländern des sächsischen Rechts“ die Hildesheimer Fehde durch gütliche Mahnung zum Frieden beizulegen gesucht; eine dritte Aufforderung erließen alle Kurfürsten eben von Frankfurt aus; alle drei waren vergeblich. Bischof Johann und Herzog Heinrich von Lüneburg wären wohl zur Sühne geneigt gewesen: nicht so die drei Gegner, welche aus Pommern, Meissen und Hessen Zuzug erhalten und solche Beute gemacht hatten, daß sie zweitausend Wagen bedurften, sie fortzuführen. „Aus dem Feldlager schickte Erich seiner Frau einen Anteil vom Raube zum Beutepfennig, daß sie ihn fröhlich verzehre und nicht unterlasse, seine göttliche Majestät mit Betmessen anzurufen.“*) Aber schon hatten sich auch die Gegner erhoben; durch vierhundert treffliche Reiter verstärkt, welche der Herzog von Geldern seinem Schwiegervater gesandt hatte, und über 1500 Reiter und 9000 Knechte verfügend, brach Herzog Heinrich am Sonntag vor St. Peter und Paul, am 26. Juni,**) von Celle auf und rückte nach Norden gegen Ülzen, um den Raubchaaren den Rückweg nach Braunschweig zu verlegen; des gleichen Sinnes war auch Bischof Johann. Als die Braunschweiger Herzöge Heinrich der Jüngere, Erich und Wilhelm und der Bischof Franz von dem Anmarsche der Gegner vernahmen, da wollten sie, weil die massenhafte Beute ihre Kriegsmannschaft beschwerte, westwärts ausweichen und das Gebiet des Bistums Verden, also neutralen Boden, erreichen. In der Nacht vom 27. auf den 28. Juni brachen die Fürsten demgemäß aus dem Lager bei Ülzen auf und wandten sich gegen Soltau; aber schon hatten die Lüneburger davon Nachricht erhalten; sie zogen jetzt alsbald ebenfalls in westlicher Richtung und verlegten rechtzeitig den Gegnern den Weg nach Verden. Am Tage vor St. Peter und Paul, am 28. Juni 1519, trafen die Lüneburger und Hildesheimer den Feind eine Meile von Soltau, zwischen den Dörfern Langeloh und Balensen, mitten auf der Haide. Die Stellung der Braunschweiger war stark: ein Morast schirmte ihre Stirnseite, das Geschütz die eine, die Wagenburg die andre Seite; aber die Zuversicht war auf Seiten der Angreifer; die Braunschweigischen waren vom Marsche über die heiße Haide ermüdet und hatten noch nicht Zeit gehabt, zu essen; wäre es möglich gewesen, sie hätten den Kampf gern vermieden. Erst zwölf Fähnlein Knechte, dreihundert lüneburgische und die vierhundert geldrischen Reiter waren zur Stelle; aber ungesäumt begann der Angriff: „Drei Paternoster und Ave Maria sprach der Bischof von Hildesheim seinen knieenden Mannen vor, und warf sich dann ungesäumt mit dem Hauptbanner auf den Feind; mit ihm Herzog Heinrich von Lüneburg und der gesamte Adel.“ Wohl leisteten

*) Kössler, S. 196.

**) Kössler, S. 196 hat fälschlich den 27. S. Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover (1886) II. S. 288.

die Braunschweiger tapfern Widerstand; aber die Menge der Krämer und Kaufleute, welche des Ankaufs der Beutestücke halber beim Heere waren, geriet in Schrecken und breitete ihn aus; in diesem Augenblicke brachen die geldrischen Reiter aus einem Versteck hervor, umgingen die Geschütze, hieben die Büchsenmeister nieder; als jetzt auch das Fußvolk herankam, ward die Niederlage vollendet. „Wetter reit, es ist Zeit: meine gelben Sporen wollens nicht leiden, daß ich reite“: so rief Herzog Erich dem Herzog Heinrich zu, und dieser sowie Bischof Franz entkamen; Erich aber ward samt seinem großen Waffenknechte Heinz, welcher ihm das eigne Roß überließ, nach heldenhafter Gegenwehr gefangen; seine Ritterschule war unverletzt; er blutete aus mehreren Wunden. Nicht glücklicher war der jüngste der braunschweigischen Brüder, Wilhelm: „Der gerade Gaul, den er unter sich hatte,“ trug ihn wohl im Sprunge über einen manns-hohen Thorweg hinweg; aber in Valensen haben ihn die Feinde doch eingeholt und gefangen; dasselbe Loos teilten an zweihundert Edelleute. Der Sieg war so vollständig als möglich; viertausend Tote deckten die Wahlstatt; das Hauptbanner von Braunschweig, alles Geschütz, zwei Karthaunen, acht große und sechzehn Quartierschlangen nebst sechs Feuermörsern, dazu die ganze Munition, eine ungeheure Beute, nicht nur der zusammengeplünderte Raub, sondern auch das Silbergeschirr und die Prunkkleider der braunschweigischen Fürsten, die Kriegskasse, 4000 Pferde und über 2000 Wagen: das alles fiel den Siegern in die Hände.“ Drei Tage lagerten die Sieger, einer alten Sitte gemäß, auf dem Schlachtfelde; dann verteilte man die Beute und die Gefangnen und trat den Heimweg an. Am Margarethentage, am 13. Juli, hielt Bischof Johann seinen Triumphzug in Hildesheim, „in voller Rüstung, an der Spitze seiner Reifigen, Bürger und Knechte, gefolgt von dem langen Zuge der eroberten Geschütze“; im Dome ward das Te Deum gesungen; das Banner von Braunschweig wurde mitten in der Kirche aufgestellt, Erichs Schlachtschwert als Siegeszeichen in dem Sanktuarium des hohen Chors aufgehängt.*)

(Schluß folgt.)

*) Vergl. Heinemann, S. 291. Einen gedrängten Bericht haben wir von J. Göbler, *Brovis narratio de bello Hildesheimensi*, abgedruckt bei Schardius, *Historicum opus* 1574; in der Gießener Ausgabe von 1673, II, S. 81 bis 83. Göbler ist dem Bischofe Johann und dessen complices sehr abgeneigt, namentlich auch sofern sie Anhänger des Königs Franz I. und Gegner Karls waren; er sieht auf Seiten Erichs nur Licht, auf der der Gegner nur Schatten. Ob er deshalb in Dahlmann und Waiß' „*Quellentunde*“ S. 191 bevorzugte Aufnahme verdient, ist mir sehr zweifelhaft. (Vergl. meine *Analekten zur Gesch.* [1886], S. 260 ff.)

